

von *China Eggs* zu erkennen, das die Unberechenbarkeit einer Subjektposition unterstreicht.

Der Spielcharakter der Selbstdarstellungen oder Selbstzeugnisse der drei ausgewählten Autorinnen/Künstlerinnen der Avantgarde wird in Elpers Monographie überzeugend präsentiert. Der Zusammenhang zwischen den Lebenserfahrungen der drei Frauen und der gewählten Schreibpraxis wird durch relevante Erläuterungen schlüssig. Widersprüche und Dissoziierung sind die markanten Elemente der einzelnen Identitätsprojektionen, die auch in den multimedialen Kombinationen von Selbsterforschung gespiegelt sind.

Für diejenigen ForscherInnen, die sich vor allem der Genderfrage in einem Vergleich zwischen Avantgarde Werken von Schriftstellern und Schriftstellerinnen zuwenden wollen, dürfte Elpers Untersuchung ein nützlicher Ausgangspunkt sein, vor allem wegen der hier zusammengetragenen Quellen und Forschungsmaterialien. Aber wenn sie meinen, dass der verführerische Titel *Autobiographische Spiele* das Freudvolle und Lustvolle des wissenschaftlichen Denkens hervorkehren würde, dann dürften sie enttäuscht sein – oder vielleicht auch herausgefordert werden, den bedauerlichen Mangel ganz im Sinne avantgardistischer Protestmanier mit »fröhlicher« und dynamischer Wissenschaft ausgleichen zu wollen.

Maria-Regina Kecht

Eberhard Lämmert: *Respekt vor den Poeten. Studien zum Status des freien Schriftstellers*. Göttingen (Wallstein Verlag) 2009. 360 S.

»Genug der Originalgenies!«, rief Adolf Loos 1912 genervt in sein Publikum.²² Trotzdem reicht der Topos einer genialisch aus sich selbst heraus schaffenden Künstlerexistenz, der sich in Deutschland im ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelt hat, noch bis in die Gegenwart. Auch in Zeiten, in denen Schriftsteller eher wie brave Bürokraten statt wie zersauste Genies wirken, ist doch noch immer sowohl das Eigen- als auch das Fremdbild des Künstlers, von einer selbstverantwortenden Produktivität und einer Pflicht zur Unabhängigkeit von allen obrigkeitlichen Instanzen geprägt. Dies macht den Künstler zum Antipoden des Bürgers, was Respekt aberlangt, wie Schiller schon 1797 in einem Brief an Goethe festhielt: »Man muß [den Leuten] [...] ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und in Erstaunen setzen. [...] Dadurch allein lernen sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekommen Respekt vor den Poeten.«²³ Dieser Respekt des Publikums ist für das Ideal des freien Schriftstellers auch notwendig, denn schließlich ist jener losgelöst von rhetorischen Konventionen und Auftraggebern nur noch sich selbst und seinem Genie verpflichtet, dabei ökonomisch jedoch von einem unberechenbaren Markt abhängig. Dieses Privileg, aber auch das Risiko der vollen Eigenverantwortung, prägt bis heute das Bild des Schriftstellers in unserer Gesellschaft,

²² Adolf Loos: *Heimatkunst* (Vortrag, 20. November 1912). In: Ders.: *Trotzdem, 1900-1930*. Wien 1982, 122-130, hier: 130.

²³ *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*. Herausgegeben von Emil Staiger. Frankfurt a.M. 1987, 442.

der oft genug in ein Doppelleben zwischen Kunst, bürgerlicher Existenz oder schlecht bezahlter Brotberufe gedrängt wird.

Eine sozialgeschichtliche Studie zum Status des freien Schriftstellers (in Deutschland) vom Beginn dieses Phänomens bis zur Gegenwart verspricht deshalb, vor allem, wenn sie von einem so verdienstvollen Literaturwissenschaftler wie dem 1924 in Bonn geborenen Eberhard Lämmert verfasst ist, eine lohnende Lektüre. Da es sich nicht um eine Monographie, sondern um einen Sammelband von zwanzig Einzelstudien handelt, bekommt man darüber hinaus einen Überblick über die Moden und Methoden der Germanistik der letzten vierzig Jahre geliefert, wie Lämmert im Vorwort versucht, Bedenken gegenüber diese Zusammenstellung zu zerstreuen. Der älteste Beitrag stammt aus dem Jahr 1967 (»Eichendorffs Wandel unter den Deutschen. Überlegungen zur Wirkungsgeschichte seiner Dichtung«) und ist eine sehr präzise rezeptionsgeschichtliche Abhandlung zur eigenartigen Stellung Eichendorffs als »Stimme des deutschen Volkes« (114), die in der NS-Zeit ihren Höhepunkt erfährt und erst in den 1960er Jahren korrigiert wird, als Eichendorff als außergewöhnlich entschiedener und poetischer Künstler wiederentdeckt wird. Eichendorff schickte als studierter Jurist, Staatsbeamter und Familienvater den »Taugenichts« an seiner Statt auf selig-sehnsüchtige Wanderschaft. Gerade darin sieht Lämmert den Erfolg der eingänglichen Motive Eichendorffs erklärt, da sie, im Gegensatz zu Brentano beispielsweise, als das erkannt werden könnten, was sie sind, nämlich Wunschgebilde schweifender Phantasie. Solche Lieder »kann man sonntags in den Wäldern singen, wenn man genau weiß, daß man montags wieder auf dem Alltagshosenboden sitzt.« (122) Hier ist Lämmert beim Thema seiner Aufsatzsammlung angelangt, was nicht bei allen Beiträgen der Fall ist. Durchaus interessante Artikel zu »Stefan George in veränderter Zeit« (aus dem Jahr 1988), »Heinrich Mann, »Der Untertan« und Franz Kafka, »Der Proceß«« (1996) oder auch »Georg Kaisers dramatische Planspiele« (1994) zeigen zwar die große Gelehrsamkeit des Autors, haben jedoch mit dem Status des freien Schriftstellers nur am Rande zu tun. Lämmerts angenehme, klar argumentierende und jargonfreie Sprache lassen leicht darüber hinwegsehen, selbst wenn auch der angekündigte Überblick über die Methoden der letzten paar Wissenschaftlergenerationen sich nicht bewahrheitet, da Lämmert stets methodenreserviert bleibt und seine Ergebnisse meist aus ernsthafter Lektüre, großer Belesenheit und einem sozialgeschichtlichen Blickwinkel resultieren. Sein Verzicht auf offensichtliche »Theorie« kann in Zeiten, in denen die theoretische Untermauerung des Themas oft dieses selbst zu ersetzen droht, durchaus als angenehm empfunden werden, wird jedoch dann problematisch, wenn er das Rad ein zweites Mal erfinden muss. Im erstmals 1984 erschienenen Artikel über die »Macht des Vorbildlichen in der Literaturgeschichte« entwickelt Lämmert, ausgehend von dem Hölderlin Zitat »...von Ihnen dependir' ich unüberwindlich«²⁴, einen Überblick darüber, wie sich der Nachahmungs- und Überbietungsgeiz der Dichter hin zu dem Gebot entwickelte, dass nur die Natur selbst nachahmungswürdig sei. Der nächste Schritt war dann schon die Forderung nach der Unverwechselbarkeit des Poeten, woraus Lämmert schließt, dass »dazu auch die Abstoßung von Vorbildern gehört« (42). Er fasst zusammen: »Gerade der problematische Umgang mit literarischen Vorbildern in der Moderne, aber auch die

24 Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe. Hg. von Friedrich Beissner. Stuttgart 1954. Bd. 6: Briefe. Hg. von Adolf Beck: Brief Nr. 139 vom 20. Juni 1797, Z. 7, nach: Lämmert 2009, 30. (Der zitierte Brief ist an Friedrich Schiller gerichtet).

unüberwindliche Notwendigkeit, sich ihrer immer wieder zu versichern, kann möglicherweise den Anhalt geben, Literaturgeschichte neu zu schreiben, als einen spezifischen Zusammenhang von richtungsgebenden und wieder revoltierenden Autorenleistungen« (47f.). Nun hat Harold Bloom mit seiner »Anxiety of Influence« (1973, dt. 1995) die Theorie dieser Literaturgeschichte bereits auf seine Weise vorgelegt. Ob Blooms Buch an Lämmert vorbeigegangen ist oder ob er es aus »Einflussangst« nicht erwähnt, sei nur nebenbei gefragt.

Der Berliner Emeritus wird in dieser Aufsatzsammlung dann am spannendsten, wenn er dem gewählten Thema am nächsten ist und er sich dem Status des freien Schriftstellers widmet, was besonders im Auftaktkapitel zu einer sehr überzeugenden Studie zu »Goethes Alleingängen« gerät. Laut Lämmert erkannte Goethe bald, dass die Zeit noch nicht reif für einen »freien Schriftsteller« war, weshalb er von einem großzügigen Elternhaus zu einem Mäzen überwechselte. Das Volk, an das sich die Stürmer und Dränger sehnsüchtig wandten, war noch nicht bereit, einen Autor auch finanziell zu tragen. Dies behinderte Goethe natürlich keineswegs daran, das Dichten als eine Tätigkeit von innen heraus zu sehen, und die schriftstellerische Tätigkeit als einzig mögliche freie Lebensform überhaupt. Dadurch jedoch hat er das vorgefundene Muster des Künstlers »in das eines freien Unternehmers verwandelt« (28). Das Bild, wie Jakob Michael Reinhold Lenz den rücksichtslosen Aufstieg Goethes zu einem neuen Parnaß in seinem *Pandämonium Germanicum* schilderte, gefällt Lämmert dabei so gut, dass er es gleich in mehreren Beiträgen verwendet. Auf Querverweise zwischen den Artikeln wurde jedoch verzichtet. Wenn es dann doch einen gibt, dann verwirrt es, wenn wie auf Seite 77 etwa in einer Fußnote steht »Vgl. dazu den Beitrag von Gerhard Neumann in diesem Band«, der natürlich nicht der in Händen gehaltene ist sondern jener, in welchem der Beitrag zuerst abgedruckt worden war. Im Allgemeinen scheint Eberhart Lämmert seine Artikel unbearbeitet gelassen zu haben, nur einmal zitiert er in einem Artikel, der ursprünglich 1977 erschienen ist, »dazu inzwischen ausführlich« (259) das 1983er Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, dessen Präsident er von 1988–2002 war.

Doch das alles sind nur bedeutungslose Kleinigkeiten in einem schön gestalteten Buch voller inspirierender Beiträge. Dies gilt etwa für die überraschende und sehr schlüssig argumentierte Beobachtung, dass Goethe mit dem »West-östlichen Divan« seinen Blick just in jener Zeit in die Ferne schweifen lässt, als die einzelgängerischen, sich aber nach Vereinigung sehnenenden Poeten in der plötzlich entstandenen Einheit gegen Napoleon beginnen, mit ihrer Poesie zum Mitsingen aufzufordern und sich zum »weithin hörbaren Vorsänger der ganzen Nation zu machen« (81). Für Goethe war dies eine unerträgliche Einschnürung menschlicher Freiheit, wodurch es nur folgerichtig ist, dass er gerade angesichts der Befreiung Deutschlands die Erschließung weiterer, entfernter Bildungsquellen als einzig möglichen Schritt empfindet. Denn für eine Nation, die gerade aus einem tiefen Schlaf erwacht ist, scheint ihm »das sicherste Mittel, ihren Horizont zu erweitern« (88). Lämmert selbst verlässt in seinen Artikeln kaum das Gebiet der Germanistik, allein der jüngste Beitrag, aus dem Jahr 2009, stellt die »Hundjahre« von Günter Grass in eine europäische Tradition.

Liest man alle Artikel des Buchs hintereinander, erkennt man, dass die zuerst unheimlich anmutende Gelehrsamkeit des Autors auf angenehme Weise doch nachvollziehbar wird. Auch er kocht nur mit Wasser, verwendet oft dieselben Ingredienzien: Hoffmanns Doppelroman Kater Murr, Goethes und Nietzsches Einsamkeitsapotheo-

sen und immer wieder die Kernaussage der Aufsatzsammlung: das »Muster einer vorbildlichen Künstlerexistenz stammt in Deutschland aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert.« (259) Diese Wiederholungen sind bei einer Sammlung von 20 Artikeln aus 40 Jahren natürlich, gleichzeitig haben sie auch die didaktische Funktion, das Thema immer wieder von unterschiedlichen Perspektiven aus zu betrachten. Außerdem erfüllt dies auch den anfangs zitierten Ausruf Loos' »Genug der Originalgenies!«, der nämlich im Anschluss daran fordert: »Wiederholen wir uns unaufhörlich selbst.«²⁵

So verdienstvoll und gut zu lesen diese Sammlung auch ist, sie ersetzt nicht die Monographie, die sie auf den ersten Blick vorgibt zu sein. Doch dies ist vielleicht auch Symptom der Universitätsentwicklung der letzten Jahrzehnte, dass Professoren durch den ständigen Publikationsdruck keine Zeit mehr haben, mehrere Jahre lang an tatsächlich großen Werken zu arbeiten.²⁶ Es soll hier jedoch weder nach rückwärts geträumt noch die Gegenwart schlecht geredet werden. Vor allem nicht, da Eberhard Lämmert sein Buch mit einem Artikel aus dem Jahr 1999 über den »Aufstand der Geräte. Die Künste im Zeitalter der apparativen Kommunikation« enden lässt. Darin blickt der damals 75-jährige Wissenschaftler auf die neuen Möglichkeiten, die der Computer der Literatur ermöglicht. Er sagt dabei sich selbst regulierende Gemeinschaftssysteme wie »Wikipedia« voraus und blickt, ohne jede falsche Nostalgie dem gedruckten Wort gegenüber, fasziniert dem elektronischen Buch entgegen. Eine derartige Weltoffenheit und Weite des Blicks verlangt vor allem eines: Respekt vor dem Gelehrten.

Stefan Kutzenberger

Armen Avanesian, Winfried Menninghaus u. Jan Völker (Hg.): *Vita aesthetica. Szenarien ästhetischer Lebendigkeit*. Zürich, Berlin (diaphanes) 2009. 256 S.

Biologie als Wissenschaft des Lebens entsteht – geschichtlich bedeutsam oder zufällig – gleichzeitig mit der philosophischen Ästhetik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Um diese wissenschaftshistorische Gleichzeitigkeit drehen sich die Konstruktionen und Interpretationen der in »Vita aesthetica« versammelten interdisziplinären Beiträge aus Kunst- und Wissenschaftsgeschichte, Philosophie und Literaturwissenschaft. Es zeigt sich dabei, dass keineswegs von einer Deckungsgleichheit der Lebensbegriffe in den beiden Disziplinen ausgegangen werden kann. Das seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gültige biologische Paradigma des Lebens als »eigenständiger organischer Organisation« (9) wird in den hier vorgelegten Arbeiten weitgehend als gegeben betrachtet. Behandelt werden vor allem die Komplikationen des ästhetischen Lebensbegriffes, der grundsätzlich »von einem polaren Spannungsverhältnis geprägt« sei: »er organisiert sich um einen Versuch der Vermittlung einander widerstrebender Momente. Es zeigt sich, dass Ästhetik in vielschichtiger Ausgestaltung um das Konzept des Lebens

25 Adolf Loos: *Heimatkunst*, 130.

26 Kant hat bekanntlich die ersten zehn Jahre seiner Professur keine Zeile publiziert. Dann dafür die »Kritik der reinen Vernunft« vorgelegt.